

Stadtteileigenschaften und Drogenkonsum von Jugendlichen

Eine Überprüfung der Theorie der sozialen Desorganisation am Beispiel Hannovers

Susann Rabold und Dirk Baier

Gliederung

1. Einleitung
2. Theoretischer Bezugsrahmen
3. Datenbasis und Stichprobenbeschreibung
4. Deskriptive Ergebnisse
- 4.1 Verbreitung von Drogenkonsum
- 4.2 Die erklärenden Variablen
5. Multivariate Analysen
6. Zusammenfassung und Ausblick

1. Einleitung

Der Konsum von Drogen im Jugendalter kann vor allem dann als abweichend bezeichnet werden, wenn er regelmäßig erfolgt oder wenn große Mengen genossen werden. Zur Erklärung solcher Konsummuster werden zumeist individuelle Faktoren wie Selbstkontrollfähigkeiten, familiäre Sozialisationsbedingungen oder Peergruppen-Merkmale herangezogen. Ob dieses Verhalten zugleich auch durch Faktoren der unmittelbaren Wohnumgebung beeinflusst wird, ist bislang kaum untersucht worden. Dabei ist die Frage, ob und inwieweit individuelles Verhalten durch soziale Kontexte geprägt ist, genuin soziologisch. Als klassischer Ansatz zur Erklärung von individuellem Verhalten durch Eigenschaften des sozialen Kontexts gilt die Theorie der sozialen Desorganisation (*Shaw & McKay, 1942/1969*), die sich jedoch auf die Erklärung delinquenten Verhaltens konzentriert. Auf andere Formen abweichenden Verhaltens wurde sie bislang nur selten übertragen. Im Rahmen des vorliegenden Beitrages soll deshalb der Frage nachgegangen werden, ob verschiedene Formen des legalen und illegalen Drogenkonsums durch Faktoren des Stadtteils beeinflusst werden und wenn ja, inwieweit die in der Theorie der sozialen Desorganisation herausgearbeiteten Faktoren einen Beitrag zur Erklärung des Drogenkonsums leisten.

2. Theoretischer Bezugsrahmen

Die Theorie der sozialen Desorganisation ist eine der zentralen kriminologischen Theorien, die sich mit der sozialräumlichen Bedingtheit von delinquentem Verhalten befasst. Grundlage für die Entwicklung der Theorie der sozialen Desorganisation von *Shaw* und *McKay* (1942/1969) ist die über einen längeren Zeitraum durchgeführte Dokumentation der Wohnorte von jugendlichen Delinquenten, die eine sozialräumlich sehr ungleiche Verteilung des kriminellen Verhaltens ergab. Es zeigte sich „a regular decrease in the level of juvenile delinquency as one moved outward from the center of the city“ (*Lersch*, 2004: 40). Darüber hinaus wurden verschiedene Merkmale der Stadtteile erfasst (z.B. Armutsquote, Pro-Kopf-Einkommen), wobei sich hier ebenfalls zeigte, dass die Lebensbedingungen mit zunehmender Entfernung vom Stadtkern besser wurden.

Auf Basis der gefundenen Zusammenhänge zwischen Merkmalen von Stadtteilen und deren Kriminalitätsrate vermuteten die Autoren, dass Stadtgebiete mit schlechteren Lebensbedingungen durch einen höheren Grad an sozialer Desorganisation gekennzeichnet sind. Soziale Desorganisation meint dabei „the inability of a community structure to realize the common values of its residents and maintain effective social controls“ (*Sampson & Groves*, 1989: 777). Das Fehlen verbindlicher Werte und der Mangel an informeller Sozialkontrolle haben zur Folge, dass sich Jugendliche in solchen Gebieten eher sozial unangepasst verhalten. Der Grad an Desorganisation wird *Shaw* und *McKay* zufolge maßgeblich durch die Armutsquote (als Ausdruck eines niedrigen sozio-ökonomischen Status), die ethnische Heterogenität und die Bewohnerfluktuation beeinflusst. Die Entwicklung und Verfestigung gemeinsamer Werte gestaltet sich in diesen Gebieten besonders schwierig, da z.B. im Hinblick auf ihre Kultur sehr verschiedene Personengruppen aufeinandertreffen oder der Stadtteil durch permanente Zu- und Fortzüge gekennzeichnet ist. Die Annahme, dass soziale Desorganisation für die Beziehung zwischen den strukturellen Bedingungen eines Stadtteils und dem delinquentem Verhalten seiner Bewohner verantwortlich ist, bleibt bei *Shaw* und *McKay* allerdings eher theoretischer Natur. Anhand der empirischen Daten können sie zudem lediglich eine Aggregatkorrelation belegen, die allerdings der Gefahr des ökologischen Fehlschlusses ausgesetzt ist.

Diese methodischen Probleme wurden z.B. durch den Einsatz von Mehrebenenanalysen in Nachfolgeuntersuchungen weitestgehend überwunden, wobei die Theorie der sozialen Desorganisation meist nur zur Erklärung delinquenten

ten Verhaltens überprüft worden ist (vgl. u.a. *Elliott et al.*, 1996; *Oberwittler*, 2004; *Sampson & Groves*, 1989; *Sampson, Morenoff & Earls*, 1999; *Sun*, 2004; *Wikström & Loeber*, 2000). Im Rahmen dieser Arbeit soll hingegen der Frage nachgegangen werden, inwieweit sich auch für andere Formen abweichenden Verhaltens, speziell den Drogenkonsum, ein Einfluss der Desorganisation von Stadtteilen finden lässt. In der vorliegenden Untersuchung wird deshalb entlang der klassischen Lesart der Desorganisationstheorie zunächst geprüft,

- Ob mit zunehmender Armutsquote eines Stadtteils die Wahrscheinlichkeit des Drogenkonsums eines Jugendlichen steigt (Hypothese 1);
- Ob mit einer höheren ethnischen Heterogenität im Stadtteil ein erhöhtes Risiko des Drogenkonsums verbunden ist (Hypothese 2); und
- Ob die Bereitschaft des Drogenkonsums mit zunehmender Bewohnerfluktuation eines Stadtteils zunimmt (Hypothese 3).

Eine solche eins-zu-eins Übertragung der theoretischen Annahmen auf den Drogenkonsum erscheint insofern gerechtfertigt, als dieser einerseits selbst mit delinquenten Verhalten in Beziehung steht. Andererseits werden im Bereich der Ursachen des Drogenkonsums nahezu die gleichen Faktoren diskutiert wie im Bereich der Ursachen delinquenten Verhaltens.

Die auf die Vorarbeiten von *Shaw* und *McKay* zurückgreifende Forschungsperspektive blieb allerdings nicht dabei stehen, die strukturellen Faktoren von Stadtteilen daraufhin zu untersuchen, ob sie mit individuellem Verhalten in Beziehung stehen. *Sampson* und *Groves* (1989) belegten bspw., dass die Beziehung zwischen der Stadtteilstruktur und delinquentem Verhalten entsprechend der theoretischen Annahmen von *Shaw* und *McKay* zumindest teilweise durch die soziale Beschaffenheit von Stadtteilen vermittelt wird. Als Indikatoren sozialer Desorganisation eines Stadtteils wurden die Dichte lokaler Freundschaftsnetzwerke, das Vorhandensein von „herumhängenden“ Peergruppen und die Mitgliedschaftsquote in Vereinigungen oder Organisationen herangezogen. In der Folge befassten sich eine Reihe weiterer Arbeiten mit der Konzeptualisierung sozialer Desorganisation (vgl. u.a. *Elliott et al.*, 1996; *Sampson*, 1997; *Sampson, Raudenbush & Earls*, 1997).

Dabei hat sich die soziale Kohäsion im Stadtteil letztlich als ein zentraler Indikator für Desorganisation herausgestellt (vgl. *Bellair*, 1997; *Elliott et al.*, 1996; *Markowitz, Bellair, Liska & Liu*, 2001). Soziale Bindungen und Nachbarschaftskontakte sind eine wichtige Voraussetzung dafür, dass sich ge-

meinsame Werte herausbilden und dadurch die Bereitschaft der Bewohner steigt, im Falle abweichenden Verhaltens für diese Werte und Normen einzustehen (informelle Sozialkontrolle). Aus diesem Grund wird im Rahmen der vorliegenden Untersuchung zusätzlich geprüft, ob eine hohe soziale Kohäsion auch mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit des Drogenkonsums einhergeht (Hypothese 4). Dabei kann zusätzlich angenommen werden, dass nach Kontrolle der sozialen Kohäsion eines Stadtteils eventuell vorhandene Beziehungen zwischen dessen strukturellen Eigenschaften (Hypothesen 1 bis 3) und Drogenkonsum abgeschwächt werden.

Zusätzlich zu den bislang genannten Faktoren wird die Existenz von positiven oder negativen Rollenvorbildern im Stadtteil für die Bereitschaft, selbst abweichendes Verhalten zu zeigen, diskutiert. *Shaw* und *McKay* sprechen diese Überlegung bereits im Rahmen der „Cultural Transmission Theory“ an: „Delinquent boys in these areas have contact not only with other delinquents who are their contemporaries but also with older offenders who in turn had contact with delinquency preceding them (...). This contact means that the traditions of delinquency can and are be transmitted down through successive generations of boys, in much the same way that language and other social forms are transmitted“ (*Shaw & McKay*, 1942/1969: 168). *Jencks* und *Mayer* (1990) verweisen demgegenüber darauf, dass Erwachsene mit einer hohen Bildung bzw. einem hohen Status positive Rollenvorbilder darstellen, d.h. den Jugendlichen die Botschaft vermitteln, dass man durch Arbeit und Bildung, also durch normenkonformes Verhalten erfolgreich sein kann. Darüber hinaus fungieren statushohe Erwachsene als Kontrollinstanzen, die abweichendes Verhalten von Kindern und Jugendlichen eher sanktionieren. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird vermutet, dass mit zunehmendem Anteil an statushohen Rollenvorbildern im Stadtteil die Bereitschaft zum Konsum von Drogen zurück geht (Hypothese 5).

An dieser Stelle wird allerdings nicht die Auffassung vertreten, dass Eigenschaften von Stadtteilen die einzigen Einflussfaktoren des Drogenkonsums von Jugendlichen darstellen. Die Relevanz von Kontextfaktoren wird nur im Vergleich deutlich, d.h. dann, wenn individuelle Faktoren simultan mit untersucht werden. Folgende Faktoren, die als individuelle Ursachen von Drogenkonsum gelten, sollen deshalb in den nachfolgenden Analysen berücksichtigt werden, wobei darauf verzichtet wird, hier ausführlich die entsprechende Literatur zu diesen Faktoren vorzustellen (vgl. für einen Überblick *Leppin* 2000):

- Eltern, die die sozialen Kontakte und Freizeitaktivitäten ihrer Kinder kontrollieren, verringern deren Bereitschaft, Drogen zu konsumieren (vgl. u.a. *Choquet, Hassler, Morin, Falissard & Chau*, 2008).
- Das Risiko problematischen Drogenkonsums ist bei Jugendlichen mit innerfamiliären Gewalterfahrungen größer als bei Jugendlichen ohne entsprechende Erfahrungen.
- Kinder und Jugendliche, deren Eltern sich getrennt oder scheiden lassen haben, unterliegen einem höheren Risiko für Drogenmissbrauch.
- Je höher die Selbstkontrolle eines Jugendlichen ausfällt, umso geringer ist die Bereitschaft, Drogen zu konsumieren (vgl. *Baier*, 2005; *Ribeaud & Eisner*, 2006).
- Der Kontakt zu Personen, die häufig Drogen konsumieren, geht mit einem erhöhten Risiko eigenen Drogenge- und -missbrauchs einher (vgl. *Baier*, 2005; *Urberg, Değirmencioglu & Pilgrim*, 1990).
- Wer sich häufig in Kneipen oder Bars aufhält, dem bieten sich im Sinne der Routine-Activity-Theorie mehr Möglichkeiten, Drogen (speziell Alkohol) zu konsumieren, als jemandem, der sich seltener oder gar nicht an diesen Orten aufhält (vgl. *Jones-Webb et al.*, 1997).

3. Datenbasis und Stichprobenbeschreibung

Als Datengrundlage zur empirischen Prüfung der aufgestellten Hypothesen wird eine Schülerbefragung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) herangezogen, die im Jahr 2006 in der Stadt Hannover durchgeführt wurde. Dabei sollten alle Schüler der neunten Jahrgangsstufe schriftlich im Klassenverband befragt werden. Anvisiert wurde also eine Vollerhebung, wobei letztlich 75,9 % aller ursprünglich ausgewählten Neuntklässler tatsächlich erreicht wurden (N=3.661).

In Bezug auf die nachfolgenden Auswertungen ist darauf hinzuweisen, dass einerseits Förderschüler, die in Hannover ebenfalls befragt wurden, aus den Analysen ausgeschlossen werden, was damit zu begründen ist, dass hier nur ein verkürztes Befragungsinstrument zum Einsatz kam und deshalb nicht alle postulierten Zusammenhänge geprüft werden können. Andererseits werden diejenigen Schüler ausgeschlossen, die aus Hannoveraner Stadtteilen

kommen, in denen weniger als 20 Personen befragt wurden. Diese Entscheidung wurde deshalb getroffen, weil für eine zuverlässige Schätzung im Rahmen der im vorliegenden Beitrag angestrebten Mehrebenenanalyse – insbesondere für die Aggregation von Kontextmerkmalen – eine Mindestanzahl an Beobachtungen je Kontext vorhanden sein sollte. Neben diesen methodischen Gründen geht die Beschränkung auch auf die bei geringen Fallzahlen bestehende Gefahr der De-Anonymisierung zurück. Gewählt wurde hier eine Mindestanzahl von 20 Befragten pro Stadtteil, wobei die Grenze in der Literatur durchaus noch deutlich niedriger angesetzt wird (vgl. z.B. *Nonnenmacher*, 2007). Durch diese Einschränkung können 40 von insgesamt 51 Stadtteilen in die Analyse einbezogen werden.

Erwartungsgemäß sind die Neuntklässler zum Zeitpunkt der Befragung im Durchschnitt 15 Jahre alt ($M=15.1$). In der Stichprobe finden sich zu 50,6 % männliche und zu 49,4 % weibliche Befragte. Mehr als jeder zweite Befragte hat eine deutsche Herkunft (52,4 %), 47,6 % der Befragten haben eine nicht-deutsche Herkunft.¹ Die türkischen und russischen Jugendlichen stellen die größten Migrantengruppen dar (13,2 bzw. 10,4 %). Jeder 16. Jugendliche hat eine polnische Herkunft (6,0 %); 18,0 % haben eine andere ethnische Herkunft. Erfahrungen mit elterlicher Arbeitslosigkeit oder eigenem bzw. elterlichem Sozialhilfe- bzw. Arbeitslosengeld II-Bezug (ALG II) berichtet jeder 5. Jugendliche (21,2 %). Ein Drittel der Befragten (35,6 %) lebt nicht mehr mit beiden leiblichen Eltern zusammen.

4. Deskriptive Ergebnisse

4.1 Verbreitung von Drogenkonsum

Um den Drogenkonsum der Jugendlichen zu erfassen, wurden diese gebeten anzugeben, ob sie verschiedene Drogen schon einmal probiert haben und wenn ja, wie oft sie dies in den letzten zwölf Monaten getan haben („nie“, „ein- oder zweimal“, „drei- bis zwölfmal“, „mehrmals im Monat“, „wöchentlich bis täglich“). Als legale Drogen wurde Bier oder Wein, Alcopops, Schnaps bzw. Zigaretten/Tabak erfasst, als illegale Drogen Haschisch/Marihuana (Cannabis), Ecstasy, Speed, LSD, Kokain und Heroin.

1 Die Jugendlichen wurden, um die ethnische Herkunft zu bestimmen, gebeten, im Fragebogen die Nationalität der Eltern bei deren Geburt zu berichten. War diese Nationalität türkisch, so wird der Jugendliche als türkisch bezeichnet, war sie russisch, als russisch usw. (vgl. zur Bestimmung der Herkunft auch Baier & Pfeiffer, 2007).

Das gelegentliche Trinken von Alkohol oder das gelegentliche Zigarettenrauchen können in gewisser Hinsicht als „normale“ Verhaltensweisen im Jugendalter gelten. Insofern erscheint in erster Linie der regelmäßige bzw. der exzessive Konsum problematisch. Dieser kann zu schweren Entwicklungsstörungen und organischen Schädigungen führen, zudem ist die Gefahr einer Abhängigkeit erhöht (vgl. Richter & Settertobulte, 2003). Aus diesem Grund werden bei den legalen Drogen nur die häufigen Konsumenten betrachtet, also diejenigen, die in den letzten zwölf Monaten mehrmals monatlich oder gar wöchentlich bis täglich Bier/Wein, Alcopops und Schnaps bzw. Zigaretten konsumiert haben. Beim illegalen Drogenkonsum hingegen wird – u.a. in Anlehnung an die deutsche HBSC-Studie (vgl. Richter & Settertobulte, 2003) – unterschieden zwischen den mindestens einmaligen Konsumenten von Cannabis bzw. „harten“ Drogen (Ecstasy, Speed, LSD, Kokain, Heroin) und den Jugendlichen, die in den letzten zwölf Monaten keine dieser Drogen konsumiert haben.

Auffallend ist zunächst, dass Bier und Wein unter den Hannoveraner Jugendlichen die beliebteste Droge zu sein scheint (*Abbildung 1*). Etwa jeder vierte gibt an, dies in den letzten zwölf Monaten mindestens mehrfach monatlich konsumiert zu haben. Alcopops werden ebenfalls recht häufig von den Jugendlichen getrunken, weniger verbreitet ist dagegen der Schnapskonsum. Mindestens mehrfach monatlich wird von 29,4 % der Jugendlichen Alkohol (also mindestens eines der vier genannten Getränke) getrunken. Fast jeder vierte Jugendliche berichtet weiterhin von intensivem Nikotinkonsum. Im Bereich der illegalen Drogen dominiert der Konsum von Cannabis: 19,3 % geben an, diese Droge im vergangenen Jahr schon einmal probiert zu haben. Die Zahl der intensiven (also mehrfach monatlichen) Konsumenten liegt um drei Viertel niedriger (5,5 %). Die anderen illegalen, „harten“ Drogen spielen unter den Jugendlichen kaum eine Rolle; insgesamt geben 3,2 % der Jugendlichen an, diese im vergangenen Jahr mindestens einmal konsumiert zu haben.

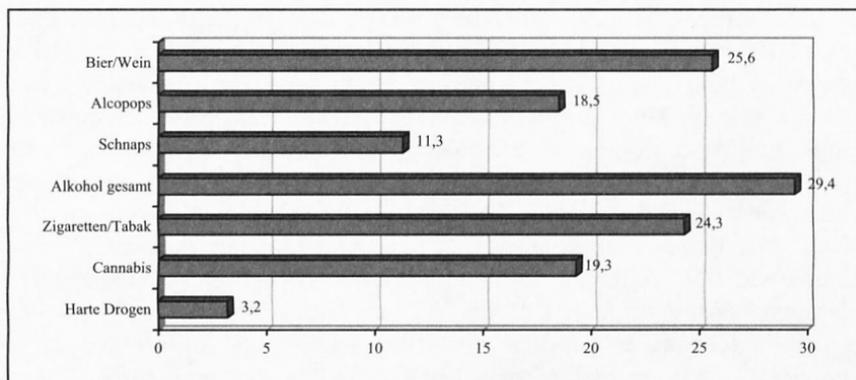


Abbildung 1: Häufiger legaler und mindestens einmaliger illegaler Drogenkonsum (in %)

Da Alkohol, Nikotin und Cannabis von den Jugendlichen am häufigsten konsumiert werden und damit auch ausreichend Fälle für differenzierte Analysen zur Verfügung stehen, werden im Folgenden nur noch diese Konsumformen betrachtet. In *Tabelle 1* werden die Konsumraten nach Geschlecht und ethnischer Herkunft dargestellt. Die Geschlechter unterscheiden sich im Hinblick auf alle drei Arten des Drogenkonsums signifikant voneinander, allerdings nicht immer in derselben Richtung: Während beim Alkohol- und Cannabiskonsum die Jungen höhere Konsumraten aufweisen, sind es beim Zigarettenrauchen die Mädchen. Im Hinblick auf die ethnische Herkunft sind vor allem zwei Ergebnisse bemerkenswert: Zum einen zeigt sich, dass russische Jugendliche am häufigsten von allen ethnischen Gruppen Alkohol trinken, rauchen und Cannabis konsumieren. Dieser hohe Drogenkonsum dürfte z.T. mit den durch die Migrationsbiographie dieser Gruppe einhergehenden Belastungen in Beziehung stehen, da 90 % der russischen Jugendlichen nicht in Deutschland geboren sind; zwei Drittel wohnen hier weniger als zehn Jahre. Zum anderen wird deutlich, dass die türkischen Jugendlichen im Bereich des Alkohol- und Cannabiskonsums besonders gering belastet sind. Hierin dürften sich die in Bezug auf den Konsum von Drogen strengen religiösen und kulturellen Überzeugungen des Islam niederschlagen; fast neun von zehn türkischen Jugendlichen gaben in der Befragung an, einer islamischen Glaubensrichtung anzugehören.

Tabelle 1: Häufiger Konsum von Alkohol und Nikotin bzw. mindestens einmaliger Konsum von Cannabis nach Geschlecht und ethnischer Herkunft (in %)

	Alkohol	Nikotin	Cannabis
Männlich	33,0	22,7	23,3
Weiblich	25,7	26,0	15,4
Cramers V	.081***	.038*	.100***
Deutsch	32,1	23,2	20,1
Türkisch	13,3	24,8	11,8
Russisch	41,3	35,7	25,7
Polnisch	33,7	23,7	23,6
Andere	24,1	21,2	17,1
Cramers V	.166***	.091***	.093***

*** $p < .001$ ** $p < .01$ * $p < .05$

Neben diesen Unterschieden ausgewählter sozio-demographischer Gruppen im Hinblick auf den Drogenkonsum zeigen die Auswertungen auch, dass sich Jugendliche verschiedener Stadtteile Hannovers in ihrer Drogen-Konsumbereitschaft unterscheiden. Um den Wohnort eines Jugendlichen zu bestimmen, wurden im Fragebogen alle 51 Stadtteile aufgezählt mit der Bitte, den zutreffenden Stadtteil anzukreuzen. Jugendliche, die sich hierbei nicht sicher waren, konnten auch in offener Form die Straße eintragen, in der sie wohnen. Es ist davon auszugehen, dass 15jährige Befragte durchaus in der Lage sind, ihren Stadtteil richtig zu benennen. In den Fällen, in denen zwei auswertbare Informationen zum Wohnort (Stadtteil und Straße) zur Verfügung standen ($N=42$), hat sich in 85,7 % der Fälle eine richtige Benennung des Stadtteils gezeigt. Bezieht man diejenigen mit uneindeutigen (tendenziell jedoch richtigen) Zuordnungen mit ein, beträgt der Anteil sogar 95,2 %.²

Die Rate der Alkoholkonsumenten variiert signifikant nach Stadtteilen (Cramers $V=.157$, $p < .001$). Die niedrigste Rate ist dabei mit 11,6 % in Hainholz zu beobachten; in Oststadt wird hingegen von 53,2 % aller Jugendlichen am häufigsten regelmäßig Alkohol konsumiert. Ebenfalls signifikante Unterschiede zwischen den 40 einbezogenen Stadtteilen finden sich im Hinblick auf den mindestens einmaligen Cannabiskonsum (Cramers $V=.142$, $p < .05$), wobei die Spannbreite des Anteils der Konsumenten von 10,0 bis 39,5 % reicht. Zwar sind auch beim häufigen Nikotinkonsum Stadtteilunter-

2 Uneindeutig (tendenziell jedoch richtig) waren Angaben z.B. dann, wenn die Straße nicht ausschließlich den vom Befragten angegebenen Stadtteil durchkreuzt oder zusätzlich zum Straßennamen zwei Stadtteile benannt wurden, von denen einer jedoch richtig war.

schiede auf deskriptiver Ebene vorhanden (Cramers $V=.129$); diese Unterschiede werden aber als nicht signifikant ausgewiesen. Insofern eignet sich der Nikotinkonsum nicht für die Prüfung der Theorie sozialer Desorganisation; für die anderen beiden Konsumindizes ist hingegen die Relevanz der Frage nach den Ursachen von Stadtteilunterschieden gegeben.

4.2 Die erklärenden Variablen

Auf Stadtteilebene werden die bereits angesprochenen Variablen zur Erfassung der sozialen Desorganisation herangezogen. Aus offiziellen Statistiken der Stadt Hannover konnte als Indikator für die Armutsquote im Stadtteil der Anteil an Empfängern von Sozialgeld bzw. Arbeitslosengeld II herangezogen werden. Dieser Anteil beträgt im Durchschnitt 15,9 % und variiert zwischen 2,5 % bis 31,6 %. Ebenfalls aus offiziellen Statistiken entstammen die Werte zur Bewohnerfluktuation, d.h. die Salden der Zu- und Fortzüge (relativiert an der Einwohnerzahl). Zur Erfassung der ethnischen Heterogenität wurden die Angaben der Neuntklässler genutzt; genauer: die Verteilung der ethnischen Gruppen in den Stadtteilen. Es ist anzunehmen, dass die Angaben der Schüler eine gute Schätzung der Verhältnisse in den Stadtteilen erlauben, wobei diese Schätzung sogar besser als die der offiziellen Statistik sein dürfte, da nicht die Staatsangehörigkeit, sondern ein Migrationshintergrund den Ausschlag für die Klassifikation eines Befragten als deutsch bzw. nicht-deutsch gegeben hat. Mit Hilfe der relativen Devianz, einem Streuungsmaß für nominalskalierte Variablen, lässt sich das Ausmaß an ethnischer Heterogenität in einem Stadtteil bestimmen (vgl. zur genauen Berechnung *Kühnel & Krebs*, 2001: 96ff.): Je größer die relative Devianz ausfällt, umso größer ist die ethnische Vielfalt in einem Stadtteil.

Die soziale Kohäsion eines Stadtteils wurde ebenfalls auf Basis der Schülerangaben ermittelt, d.h. durch Aggregation individueller Einschätzungen. Die Jugendlichen sollten im Fragebogen ihre Zustimmung zu folgenden Items angeben: „Die Leute in meiner Nachbarschaft helfen sich gegenseitig“, „In meiner Nachbarschaft kennen sich die Leute gut“ und „Man kann den Leuten in der Nachbarschaft vertrauen“. Diese Items wurden zu einer Mittelwertsskala zusammengefasst (Cronbachs Alpha=.85). Die Erfassung der sozialen Kohäsion ist dabei angelehnt an die Skala von *Sampson et al.* (1997). Die mittlere soziale Kohäsion der Stadtteile beträgt 2.61 (die Antwortskala reichte von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“), was bedeutet, dass die Stadtteile tendenziell durch hohe soziale Bindungen gekennzeichnet sind.

Um einen Indikator für die Häufigkeit statushoher Rollenvorbilder im Stadtteil zu gewinnen, wurden schließlich erneut die Angaben der Jugendlichen aggregiert. Genutzt wurde dabei die Frage nach dem höchsten Schulabschluss im Elternhaus. Aus den Angaben zu Eltern, die ein Studium abgeschlossen haben, wurde die Akademikerquote im Stadtteil bestimmt. Je mehr Akademiker im Stadtteil vorhanden sind, umso mehr positive Rollenvorbilder sollte es geben und umso geringer sollte die Bereitschaft, Drogen zu konsumieren, ausfallen. Die Akademikerquote variiert sehr stark zwischen den Stadtteilen; die geringste Akademikerquote beträgt 19,8 %, die höchste 84,2 %. Der durchschnittliche Anteil an Akademikern im Stadtteil liegt bei 41,2 %.

Auf Individualebene werden nachfolgend zusätzlich folgende Variablen einbezogen:

- Zur Erfassung des elterlichen Kontrollverhaltens in den letzten zwölf Monaten wurden die Jugendlichen gebeten, auf einer vierstufigen Skala (von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“) ihre Zustimmung u.a. zu folgenden Aussagen anzugeben: „Meine Eltern interessieren sich sehr dafür, was ich in meiner Freizeit mache“ und „Meine Eltern wollen wissen, wo ich in meiner Freizeit bin“. Hohe elterliche Kontrolle (Skalenmittelwert >3.0) erleben mehr als zwei Drittel der Befragten (69,0 %).
- Gewalterfahrungen im Elternhaus wurden über drei Items erfragt (mit einem Gegenstand geschlagen, mit der Faust geschlagen oder getreten, geprügelt oder zusammengeschlagen). Jeder siebte Jugendliche (13,5 %) musste in seiner Kindheit eine dieser Gewaltformen mindestens einmal erleben.
- Die Selbstkontrolle wurde in Form der Subdimension der Risikosuche über vier Items erfasst, wie z.B. „Ich teste gern meine Grenzen, in dem ich etwas Gefährliches mache“ und „Ich gehe gern ein Risiko ein, weil es einfach Spaß macht“. Eine hohe Selbstkontrolle (also eine niedrige Affinität zur Risikosuche) haben 59,9 % der Befragten, eine niedrige Selbstkontrolle weist jeder 11. Befragte auf (9,8 %).
- Zur Erfassung der Einbindung in eine deviante Freundesgruppe wurden die Jugendlichen gefragt, wie viele Freunde sie kennen, die ihrer Einschätzung nach in den letzten zwölf Monaten Drogen (außer Zigaretten und Alkohol) probiert haben. Etwa die Hälfte der Jugendlichen gibt an, keine solche Person zu kennen(48,7 %); mehr als jeder fünfte Jugendliche

kennt jedoch fünf und mehr Freunde, die dies schon einmal getan haben (22,3 %).

- Um die Routineaktivitäten zu messen, sollten die Jugendlichen angeben, wie häufig sie in ihrer Freizeit u.a. „in Kneipe/Disko/auf Party gehen“. Fast jeder vierte Jugendliche geht nie in Kneipen, Diskos oder auf Partys (23,0 %); ebenfalls etwa jeder vierte Jugendliche (26,6 %) gibt an, dies häufiger (mindestens wöchentlich) zu tun.

5. Multivariate Auswertungen

Die hier im Mittelpunkt stehende Frage, ob individuelles Verhalten durch Eigenschaften übergeordneter Kontexte beeinflusst wird, lässt sich auf dem Weg der Mehrebenenanalyse klären. Um zunächst zu prüfen, ob Stadtteileigenschaften überhaupt relevant für den Drogenkonsum sind, wurden zunächst sogenannte „intercept-only-models“ geschätzt (vgl. *Snijders & Bosker*, 1999).³ Hierbei handelt es sich um Modelle, die untersuchen, ob die Prävalenz des häufigen legalen bzw. mindestens einmaligen illegalen Drogenkonsums signifikant zwischen den Stadtteilen variiert (*Tabelle 2*). Die Ergebnisse zeigen in Übereinstimmung mit den oben präsentierten deskriptiven Befunden, dass der häufige Alkoholkonsum am stärksten zwischen den Stadtteilen variiert.⁴ Beim Nikotinkonsum findet sich kein signifikanter Anteil an Varianz, der durch Kontextmerkmale erklärt werden kann. Beim mindestens einmaligen Cannabiskonsum ist dieser Anteil mit 0,9 % eher gering, aber dennoch signifikant.

In einem zweiten Schritt wurden konditionale Modelle berechnet, um möglichst auszuschließen, dass die Zwischengruppen-Varianz auf einer unterschiedlichen Zusammensetzung der Stadtteile, d.h. durch Kompositionseffekte zustande kommt. Auch unter Berücksichtigung dieser Faktoren bleibt für den häufigen Alkoholkonsum ein signifikanter Einfluss des Stadtteils bestehen. Beim Cannabiskonsum sinkt dieser Wert auf 0,7 % und erreicht damit nicht mehr das 5 %-Signifikanzniveau. Insofern erscheint es an dieser Stelle nunmehr sinnvoll, die theoretischen Prämissen der Theorie der sozialen Desorganisation am Beispiel des Alkoholkonsums zu testen.

3 Alle Modelle wurden mit HLM 6.0 berechnet.

4 Berechnet wurde ein Modell für dichotome abhängige Variablen (Bernoulli-Modell).

Tabelle 2: Intraklassenkorrelationen für verschiedene Formen des Drogenkonsums (in %)

	ICC	ICC _{kond}
Häufiger Alkoholkonsum	2,21**	1,87**
Häufiger Nikotinkonsum	n.s.	n.s.
Mindestens einmaliger Cannabis- konsum	0,94*	0,65 †

*** $p < .001$ ** $p < .01$ * $p < .05$ † $p < .10$, $N = 2715$ Schüler in $N = 40$ Kontexten
 konditional: unter Kontrolle von Alter, Geschlecht, Ethnie, Schulform, Arbeits-
 losigkeit/Sozialhilfebezug, nicht mit beiden leiblichen Elternteilen zusammenle-
 bend

In Tabelle 3 sind die Befunde der diesbezüglichen Mehrebenenanalysen dargestellt. In Modell I wurden zunächst nur erklärende Variablen auf Individualebene einbezogen. Als bedeutsam für die Vorhersage des häufigen Alkoholkonsums erweist sich zunächst das Alter: Je älter ein Befragter ist, umso größer ist dessen Risiko eines häufigen Konsums. Weiterhin hat die ethnische Herkunft einen Einfluss auf den intensiven Alkoholkonsum: Alle ethnischen Gruppen haben im Vergleich zur Referenzkategorie der türkischen Jugendlichen ein mindestens doppelt so hohes Risiko, regelmäßig Alkohol zu trinken. Risikoerhöhend wirkt sich auch der Besuch einer Realschule aus.

Jugendliche mit einer mittleren bis hohen Affinität zu riskantem Verhalten (also mit niedriger Selbstkontrolle) laufen ebenfalls Gefahr, häufiger Alkohol zu trinken. Die Wahrscheinlichkeit eigenen Alkoholkonsums steigt zudem um mindestens das Anderthalbfache, wenn Kontakte zu Freunden bestehen, die selbst schon einmal Drogen konsumiert haben. Einen signifikanten Einfluss hat weiterhin das Freizeitverhalten der Jugendlichen: Verbringen diese mindestens einmal pro Woche ihre Zeit in Kneipen, Diskos oder auf Partys, haben sie ein mindestens zwölfmal größeres Risiko zur Gruppe der häufigen Alkoholkonsumenten zu gehören.

Keinen Einfluss auf das Risiko häufigen Alkoholkonsums haben hingegen eine armutsnahe Lebenslage, das Aufwachsen in einer unvollständigen Familienkonstellation und das Erleben schwerer Elterngewalt. Eine Erklärung für die ausbleibenden Beziehungen könnte darin bestehen, dass diese Faktoren der familiären Situation eher indirekt wirken, d.h. die Selbstkontrolle, die Freundschaftsnetzwerke und die Freizeitstile eines Jugendlichen prägen. Insgesamt werden mit diesem Erklärungsmodell etwa 37,8 % der Gesamtvarianz der abhängigen Variable aufgeklärt. Auch unter Kontrolle zentraler individueller Prädiktoren des Alkoholkonsums bleiben aber signifikante Stadtteilunterschiede bestehen.

Im zweiten Modell, in dem die in der klassischen Theorie der sozialen Desorganisation herausgearbeiteten Faktoren eingeführt werden, bleiben die Effekte auf Individualebene im Wesentlichen erhalten. Von den Variablen auf Stadtteilebene erweist sich nur die ethnische Heterogenität als statistisch bedeutsam (10 %-Signifikanzniveau) für die Erklärung des häufigen Alkoholkonsums, allerdings in gegenläufiger Richtung: Je größer die ethnische Vielfalt in einem Stadtviertel ist, umso geringer fällt das Risiko häufigen Alkoholkonsums aus. Anscheinend wirkt sich – über den individuellen Einfluss der ethnischen Herkunft hinaus – das Zusammenleben mit Jugendlichen einer türkischen oder anderen ethnischen Herkunft, die dem häufigen Alkoholkonsum weniger zugeneigt sind, positiv aus. Heterogenität scheint also nicht per se problematisch zu sein, wenn beispielsweise in einem Stadtteil viele Jugendliche einer unterschiedlichen Herkunft leben, diese aber aus kulturellen oder anderen Gründen den (häufigen) Alkoholkonsum ablehnen. Keine der Hypothesen 1 bis 3 kann somit bestätigt werden.

Im dritten Modell, in dem auf Stadtteilebene weitere Faktoren entsprechend der Hypothesen 4 und 5 eingeführt werden, ergibt sich lediglich für die Akademikerquote im Stadtteil ein signifikanter Effekt.⁵ Allerdings widerspricht auch dieser den theoretischen Vorhersagen: Je höher der Akademikeranteil im Stadtteil, desto höher die Bereitschaft zum häufigem Alkoholkonsum. Wie lässt sich dieser unerwartete Befund erklären? Wird der Zusammenhang zwischen sozialem Status und Drogenkonsum auf Individualebene betrachtet, so zeigen ausgewählte Studien, dass mit zunehmender Bildung bzw. zunehmendem Status das Risiko intensiven Alkoholkonsums steigt (vgl. u.a. Baier, 2005; Goodman & Huang, 2002; Richter & Settertobulte, 2003; Tuinistra, Groothoff, Heuvel & Post, 1998). Auch in den hier vorliegenden Daten wird ein solcher, kontraintuitiver Zusammenhang bestätigt: Jugendliche aus Familien mit hoher Schulbildung konsumieren häufiger Alkohol als Jugendliche aus Familien mit niedriger Bildung (31,6 % zu 22,1 %, Cramers $V=0,079$, $p<.001$). Richter und Settertobulte (2003) vermuten hinter diesem Befund, dass der höhere elterliche (bildungsbezogene) Erwartungsdruck im Elternhaus, den Jugendliche über einen erhöhten Alkoholkonsum zu kompensieren versuchen, ein Grund dafür ist. Darüber hinaus steht in sozial besser gestellten Familien das für die Beschaffung von Alkohol notwendige Geld eher zur Verfügung. Ein häufiger Alkoholkonsum scheint damit durch Personen mit hoher Bildung keineswegs missbilligt zu werden. Es liegt die

5 Die Individualmerkmale (subjektive Einschätzung der sozialen Kohäsion und Leben in einer Akademikerfamilie) wurden kontrolliert, um auszuschließen, dass es sich bei einem signifikanter Effekt auf Aggregatenebene nicht um einen Selektionseffekt handelt.

Vermutung nahe, dass Akademiker nicht – wie erwartet – positive Verhaltensvorbilder darstellen, weil sie ähnlich häufig oder sogar häufiger als andere Gruppen zur „Volksdroge“ Alkohol greifen. Übereinstimmend damit berichten auch *Pollack et al.* (2005), dass Erwachsene in wohlhabenden Stadtvierteln signifikant häufiger Alkohol konsumieren als Erwachsene in sehr benachteiligten Stadtteilen. Die Autoren mutmaßen, dass nicht allein das Verhalten, sondern auch die Einstellungen der Menschen in weniger benachteiligten Stadtteilen für diesen Befund verantwortlich sein können: „The social and cultural climate in the least deprived neighbourhoods may make alcohol consumption more acceptable“ (*Pollack et al.*, 2005: 777). Mit den vorliegenden Daten lassen sich diese Überlegungen nicht prüfen; hierfür wären bspw. Bewohnerbefragungen notwendig, die direkt die Einstellungen der Erwachsenen gegenüber Alkohol erheben würden.

In einem abschließenden Modell (Modell IV), in dem auf Aggregatebene nur die in den bisherigen Modellen signifikanten Effekte in die Analyse einbezogen werden, bleibt der signifikante Effekt der Akademikerquote bestehen. Das Modell erklärt insgesamt 38,7 % der Gesamtvarianz des häufigen Alkoholkonsums, was gegenüber dem ersten Modell eine geringfügige Steigerung darstellt. Unter Berücksichtigung der Kontextmerkmale existiert schließlich keine weiter zu erklärende Varianz auf Ebene 2, d.h. die Stadtteilunterschiede im Alkoholkonsum lassen sich vollständig durch die stadtteilspezifischen Akademikerquoten erklären.

Tabelle 3: Einflussfaktoren auf häufigen Alkoholkonsum

	Modell I	Modell II	Modell III	Modell IV
Fixe Effekte - Individualebene				
<i>Soziodemographische Faktoren</i>				
Geschlecht: männlich	1.167 [†]	1.164 [†]	1.157 [†]	1.151 [†]
Alter	1.237**	1.230**	1.231**	1.228**
Ethnische Herkunft (Ref. türkisch)				
deutsch	3.466***	3.304***	3.136***	3.076***
russisch	4.150***	4.192***	3.816***	3.899***
polnisch	3.810***	3.847***	3.541**	3.606***
andere	2.216**	2.201**	1.995**	2.060**
Schulform (Ref. Hauptschule)				
Realschule	1.428 [†]	1.402 [†]	1.390 [†]	1.383 [†]
Gesamtschule	0.973	0.977	0.925	0.938
Gymnasium/Waldorf	1.098	1.052	0.990	0.983
Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug: nein	1.286	1.252	1.269	1.230
Nicht mit beiden leiblichen Eltern zusammenlebend	1.057	1.071	1.033	1.062
<i>Persönlichkeitsfaktoren</i>				
Selbstkontrolle: Risikosuche (Ref. niedrig)				
mittel	1.997***	2.004***	1.995***	2.003***
hoch	2.632***	2.592***	2.593***	2.573***
<i>Familiäre Faktoren</i>				
Elterliches Kontrollverhalten (letzte 12 Monate): hoch	0.802	0.801	0.799	0.790 [†]
Schwere Elterngewalt in Kindheit: erlebt	0.817	0.821	0.823	0.823
<i>Devianten Freundesgruppe (Ref. keine)</i>				
1 bis 4 Freunde haben Drogen probiert	1.469**	1.477**	1.467**	1.476**
5 und mehr Freunde haben Drogen probiert	2.354***	2.352***	2.314***	2.334***
<i>Freizeitverhalten (in Kneipe/Disko/auf Party gehen) (Ref. nie)</i>				
selten	2.894***	2.915***	2.896***	2.893***
häufig	12.903***	13.048***	13.190***	13.147***
<i>Kontrollvariablen</i>				
Individuelle Einschätzung der sozialen Kohäsion im Stadtteil			0.924	
Akademikerfamilie: ja			1.063	1.057
Fixe Effekte – Kontextebene				
Intercept	0.013***	0.014***	0.015***	0.016***
Sozialhilfequote		0.998		
Ethnische Heterogenität		0.774 [†]		0.900
Bewohnerfluktuation		1.001		
Soziale Kohäsion			0.712	
Akademikerquote			5.459***	4.893**
Zufällige Effekte				
$\sigma^2 (u_{ij})$	0.04483*	0.05680*	0.00984	0.01807
Extra-dispersion	0.97567	0.97250	0.98954	0.97950
N (Schüler/Stadtteile)	2352/40	2352/40	2352/40	2352/40
Pseudo R ²	0.378	0.383	0.385	0.387

*** $p < .001$ ** $p < .01$ * $p < .05$ † $p < .10$, binär logistische Mehrebenenanalyse Alter, soziale Kohäsion sowie die Aggregatmerkmale sind am grand-mean zentriert

6. Zusammenfassung und Ausblick

Die Studie konnte in einem ersten Schritt empirisch zeigen, dass der Alkoholkonsum unter Jugendlichen zumindest in Hannover räumlich ungleich verteilt ist. Es gibt Stadtteile, in denen nur 11,6 % aller Jugendlichen häufiger Alkohol trinken; demgegenüber stehen Stadtteile, in denen dies von 53,2 % aller Jugendlichen getan wird. Diese Unterschiede basieren dabei nicht allein auf der unterschiedlichen demographischen Zusammensetzung (z.B. nach Geschlecht oder ethnischer Herkunft) der Jugend eines Stadtteils, sondern auch auf Merkmalen der Stadtteile. Eine derartige räumliche Ungleichverteilung der Konsumbereitschaft konnte mit Blick auf das Rauchen und den Cannabiskonsum nicht festgestellt werden.

Um die nach Stadtteilen variierende Bereitschaft des jugendlichen Alkoholkonsums zu erklären, wurde im zweiten Schritt die Theorie der sozialen Desorganisation herangezogen. Da auch der häufige Alkoholkonsum ein sozial abweichendes Verhalten (insbesondere im Jugendalter) darstellt, scheint eine solche Übertragung der eigentlich für die Erklärung delinquenten Verhaltens entwickelten Desorganisationstheorie durchaus gerechtfertigt. Die empirischen Befunde sprechen allerdings auf den ersten Blick gegen einen solchen Erklärungsansatz. Weder die stadtteilbezogene Armutsquote, noch die Bewohnerfluktuation oder die soziale Kohäsion stehen in einer Beziehung mit der Bereitschaft, häufiger Alkohol zu konsumieren. Für die beiden Faktoren der ethnischen Heterogenität und der Akademikerquote ergeben sich zwar Zusammenhänge, jedoch in einer unerwarteten Richtung: Ethnisch heterogene Stadtteile führen dazu, dass der einzelne Jugendliche seltener Alkohol trinkt. Und Stadtteile, in denen zahlreiche Akademiker leben, ermuntern den Nachwuchs zum Alkoholkonsum. Beide Effekte lassen sich aber im Rahmen des bereits in der Desorganisationstheorie ausgearbeiteten Konzepts des Rollenlernens bzw. der Rollenvorbilder interpretieren, nur dass hier die Vorzeichen andere sind: Wurde bislang davon ausgegangen, dass ethnisch durchmischte Stadtteile das Konfliktpotenzial erhöhen und damit u.a. häufiger zu gewalttätigen Auseinandersetzungen führen (bei denen dann auch niemand eingreift), scheinen sich zumindest Teile der in solchen heterogenen Stadtteilen lebenden Personengruppen dahingehend einig zu sein, dass Alkoholkonsum (aus religiösen oder anderen kulturellen Gründen) inakzeptabel ist. Diese Missbilligung überträgt sich dann auch auf jene Jugendlichen, die einen anderen kulturellen Hintergrund besitzen, möglicherweise deshalb, weil die Gelegenheiten zum Alkoholkonsum in solchen Stadtteilen seltener sind. Andererseits scheinen statushöhere Erwachsene im Hinblick

auf den Alkoholkonsum keine Instanzen zu sein, die diesen bei Jugendlichen effektiv unterbinden könnten, sei es, weil sie selbst Alkohol konsumieren, sei es, weil sie in ihren Einstellungen und Werten diesen nicht grundsätzlich negativ gegenüber stehen. Diese Befunde dürften für die Weiterentwicklung der Desorganisationstheorie durchaus instruktiv sein, insofern sie belegen, dass die in dieser Theorie benannten Faktoren zwar mit anderen Formen abweichenden Verhaltens in Beziehung stehen, dass aber eine eins-zu-eins-Übertragung nicht möglich ist. Stattdessen müssen, wenn andere Formen der Abweichung durch stadtteilbezogene Merkmale erklärt werden sollen, die genauen Randbedingungen betrachtet werden und in die Formulierung von Hypothesen einfließen. Anscheinend negative Merkmale von Stadtteilen können auch protektiv wirken; und anscheinend positive Eigenschaften von Stadtteilen können problematische Verhaltensweisen fördern.

Allerdings sollte an dieser Stelle aus methodischer Sicht auch auf die Unzulänglichkeiten dieser Studie hingewiesen werden, die in erster Linie mit Blick auf die Erfassung der Kontextmerkmale zu konstatieren sind. Die Einschätzung der sozialen Kohäsion oder der Akademikerquote beruht lediglich auf den aggregierten Angaben der Jugendlichen; für die zukünftige Forschung wäre eine unabhängige Erfassung dieser Merkmale bspw. durch eine Bewohnerbefragung wünschenswert (vgl. *Oberwittler, Blank, Köllisch & Naplava, 2001*). Darüber hinaus konnten einige Merkmale auf Stadtteilebene, die in der Weiterentwicklung der Theorie der sozialen Desorganisation eine Rolle spielen, gar nicht berücksichtigt werden. Dazu gehören u.a. die „collective efficacy“ eines Stadtviertels (*Sampson et al., 1997*), d.h. die dort existierende Bereitschaft, bei sich offen abspielenden Normverletzungen einzugreifen; oder aber die Verbreitung bestimmter Verhaltensweisen in Gleichaltrigengruppe, die im Rahmen so genannter Ansteckungsmodelle diskutiert wird.

Literaturverzeichnis

- Baier, D. (2005). Abweichendes Verhalten im Jugendalter. Ein empirischer Vergleich verschiedener Erklärungsansätze. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25(4), 381-398.
- Baier, D. & Pfeiffer, C. (2007). Gewalttätigkeit bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen – Befunde der Schülerbefragung 2005 und Folgerungen für die Prävention. KFN: Forschungsberichte Nr. 100.
- Bellair, P. E. (1997). Social Interaction and Community Crime: Examining the Importance of Neighbor Networks. *Criminology*, 35(4), 677-704.

- Choquet, M., Hassler, C., Morin, D., Falissard, B. & Chau, N. (2008). Perceived parenting styles and tobacco, alcohol and cannabis use among french adolescents: Gender and family structure differentials. *Alcohol & Alcoholism*, 43(1), 73-80.
- Elliott, D. S., Wilson, W. J., Huizinga, D., Sampson, R. J., Elliott, A. & Rankin, B. (1996). The effects of neighborhood disadvantage on adolescent development. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 33(4), 389-426.
- Goodman, E. & Huang, B. (2002). Socioeconomic Status, Depressive Symptoms and Adolescent Substance Use. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 5, 448-453.
- Jencks, C. & Mayer, S. E. (1990). The Social Consequences of Growing Up in a Poor Neighborhood. In L. Lynn & M. McGeary (Hrsg.). *Inner-city Poverty in the United States* (S. 111-153). Washington D.C.: National Academy of Sciences Press.
- Jones-Webb, R., Toomey, T. L., Short, B., Murray, D. M., Wagenaar, A. & Wolfson, M. (1997). Relationships among Alcohol Availability, Drinking Location, Alcohol Consumption, and Drinking Problems in Adolescents. *Substance Use and Misuse*, 32(10), 1261-1285.
- Kühnel, S. M. & Krebs, D. (2001). *Statistik für die Sozialwissenschaften. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lersch, K. M. (2004). *Space, Time and Crime*. Durham: Carolina Academic Press.
- Leppin, A. (2000). Alkoholkonsum und Alkoholmissbrauch bei Jugendlichen: Entwicklungsprozesse und Determinanten. In A. Leppin, K. Hurrelmann & H. Petermann (Hrsg.), *Jugendliche und Alltagsdrogen. Konsum und Perspektiven der Prävention* (S. 64-94). Neuwied, Berlin: Luchterhand.
- Markowitz, F. E., Bellair, P. E., Liska, A. E. & Liu, J. (2001). Extending Social Disorganization Theory: Modeling the Relationships between Cohesion, Disorder and Fear. *Criminology*, 39(2), 293-319.
- Nonnenmacher, A. (2007). Eignen sich Stadtteile für den Nachweis von Kontexteffekten? Eine empirische Analyse am Beispiel von Disorder und Kriminalitätsfurcht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 59(3), 493-511.
- Oberwittler, D. (2004). A Multilevel Analysis of Neighborhood Contextual Effects on Serious Juvenile Offending. The Role of Subcultural Values and Social Disorganization. *European Journal of Criminology*, 1(2), 201-236.
- Oberwittler, D., Blank, T., Köllisch, T. & Naplava, T. (2001). Soziale Lebenslagen und Delinquenz von Jugendlichen. Ergebnisse der MPI-Schulbefragung 1999 in Freiburg und Köln. *Arbeitsberichte 1/2001 aus dem Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht*.
- Pollack, C. E., Cubbin, C., Ahn, D. & Winkleby, M. (2005). Neighborhood Deprivation and Alcohol Consumption: Does the Availability of Alcohol play a Role? *International Journal of Epidemiology*, 34(4), 772-780.
- Ribeaud, D. & Eisner, M. (2006). The 'Drug-Crime Link' from a Self-Control Perspective. *European Journal of Criminology*, 3(1), 33-67.
- Richter, M. & Settertobulte, W. (2003). Gesundheits- und Freizeitverhalten von Jugendlichen. In K. Hurrelmann, A. Klocke, W. Melzer & U. Ravens-Sieberer (Hrsg.), *Jugendgesundheitsurvey. Internationale Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO*. (S. 99-157) Weinheim/München: Juventa.
- Sampson, R. J. (1997). Collective regulation of adolescent misbehavior: Validation results from eighty Chicago neighborhoods. *Journal of Adolescent Research*, 12(2), 227-244.
- Sampson, R. J. & Groves, W. B. (1989). Community Structure and Crime: Testing Social-Disorganization Theory. *American Journal of Sociology*, 94(4), 774-802.

- Sampson, R. J., Morenoff, J. & Earls, F. (1999).* Beyond Social Capital: Spatial Dynamics of Collective Efficacy for Children. *American Sociological Review*, 64(5), 633-660.
- Sampson, R. J., Raudenbush, S. W. & Earls, F. (1997).* Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy. *Science*, 277, 918-924.
- Shaw, C. R. & McKay, H. D. (1942/1969).* Juvenile Delinquency and Urban Areas: A Study of Rates of Delinquency in Relation to Differential Characteristics of Local Communities in American Cities. Chicago: University of Chicago Press.
- Snijders, T. A. B. & Bosker, R. J. (1999).* Multilevel Analysis. An Introduction to basic and advanced multilevel modelling. London: Sage Publications.
- Sun, J. Y., Triplett, R., Gainey, R.R. (2004).* Neighborhood Characteristics and Crime: A Test of Sampson and Groves' Model of Social Disorganization. *Western Criminology Review*, 5(1), 1-16.
- Tuinistra, J., Groothoff, J., Heuvel, W. J. A. & Post, D. (1998).* Socio-Economic Differences in Health Risk Behaviour in Adolescence: Do they Exist. *Social Science and Medicine*, 47(1), 67-74.
- Urberg, K. A., Değirmencioğlu, S. M. & Pilgrim, C. (1990).* Close Friend and Group Influence on Adolescent Cigarette Smoking and Alcohol Use. *Developmental Psychology*, 33(5), 834-844.
- Wikström, P. O. & Loeber, R. (2000).* Do disadvantaged neighborhoods cause well-adjusted children to become adolescent delinquents? A study of male juvenile serious offending, individual risk and protective factors, and neighborhood context. *Criminology*, 38(4), 1109-1142.